

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 18

Artikel: Der fliegende Millerand
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das unterirdische Bern.

Von Ernst Bütikofer, Bern.

Als es von den Kinderjahren in die Fiselstage ging, begann Bern uns zu imponieren! Dieser Zeitpunkt fällt gewöhnlich mit dem Eintritt in die Volksschule zusammen. Da sitzen lauter Fisel beisammen, treffen sich auf dem Schulweg und gehen miteinander nach Hause. Jeder weiß etwas anderes zu erzählen, jeder macht den andern auf weitere Einzelheiten des im Fiselgehirn werdenden Berns aufmerksam. Viel Liebe ist dabei, ziemlich Neugierde, Begeisterung und viel Phantasie! Und das Gesamtbild ergibt das große Erfassen der Bundesstadt.

Da imponierten uns die Eisenbahnen, die man von der großen „Tschebere“ aus so ausgezeichnet in ihrem Laufe verfolgen konnte. Wagen hatte es dabei, die aus Paris (man denke, aus Paris!) kamen! Wir wanderten gerne nach der Roten Brücke, die heute ihrem Namen Hohn spricht, weil der moderne Techniker längst eine weniger auffallende, wetterlichere Anstrichfarbe für die Eisenbahnbrücke gefunden hat. Wir verfolgten die Schwellenarbeiten unten an der Aare, wo damals gerade das erste Elektrizitätswerk der Stadt erstellt wurde. Gerne rannten wir unter die Kirchenfeldbrücke, um das riesige Eisengefüge zu bewundern. Wir waren stolz darauf, in der Nydeckbrücke den größten steinernen Brückenbogen der Welt zu besitzen. In Gedanken sahen wir auch das damals noch nicht ausgebaute Münster immer höher und höher werden. Dann entdeckte wohl irgend ein Fisel eine Neuigkeit. Sofort mußte die Sache nachgeprüft werden, sonst hätte es eine schlaflose Nacht gegeben! Als der Kari erzählte, beim Erlacherhof führe ebenfalls eine Treppe nach der Matte hinunter, lief ich natürlich schnurstracks hin, um dieses neue Stück Bern kennen zu lernen. Und als ein anderer erzählte, an einem Hause am Stalden sei noch die Spur einer großen Kanonenkugel zu sehen, mobilisierte diese Neuigkeit gleich zwölf Fiselbeine!

Nach und nach aber wurde das liebe Bern mit seinen heimeligen Lauben und den vielen Sehenswürdigkeiten zu etwas Alltäglichem. Die Fisel fanden, es sei nichts mehr los! „Dählig“ und „Bremer“ waren natürlich auch schon in allen Richtungen durchstreift. Den Gurten kannte man. Was nun? Fiselseelen sehnen sich immer nach neuen Dingen!

Da brachte das unterirdische Bern willkommene Abwechslung. Zum unterirdischen Bern zählten wir schon den Blutturn unten bei der Eisenbahnbrücke. Es ist zwar kein Blutturn, aber er wurde häufig als solcher bezeichnet. Es sei drinnen eine Maschine — hieß es — die wie eine Fleischwiege arbeite! Sie zerschneide automatisch den Menschen in tausend Stücke. Bei den Füssen fange es an und mit dem Kopf höre es auf! So würde der Mensch allmählig, aber totfischer zu Wurstfleisch verarbeitet und verschwindet spurlos in der Aare. Mit heimlichem Schauer und großer Neugierde betrachteten wir immer das unscheinbare Türmchen und den langen gedeckten Gang, der sich gegen das Kunstmuseum hinzieht und bis der nach unsern Begriffen schon für viele das letzte Stück Welt gewesen war! Wir sprachen davon, einmal am späten Abend hinunterzugehen und emporzuklettern, um durch die Fenster einen Blick in das Innere werfen zu können. Aber wir fanden dann doch, die Deckungen seien zu hoch.

Endlich aber entdeckte ein Fisel einen unterirdischen Gang! Einen richtigen Gang, der sich unter der Erde vom Aareufer bis zur Postgasse hinzieht. Wo man aufrecht laufen konnte! Das war nun einmal etwas anderes! Das war ein neues Bern! Wir versahen uns mit Kerzen und Fackeln, die von Studentenzügen übrig geblieben waren. Sic transit gloria mundi! Einst brannten sie zu Ehren einer Professorengröße und nun endeten sie ihr Dasein tief unten in einer Kloake! Unten an der Aare stiegen wir durch das senkrechte Einsteigloch hinab. Im Gänsemarsch ging es vor-

wärts. In der Mitte kleine Treppenstufen, daneben zwei kleine Kanäle, durch welche Kloakenwasser floß. Vielleicht war der Gang überhaupt als Kloake angelegt. Vielleicht war es aber auch ein Stück Mittelalter, das nun modernen hygienischen Zwecken dienstbar gemacht wurde. Wir nahmen natürlich die zweite Möglichkeit an!

So ging es aufwärts bis zur Höhe der Postgasse. Dort endete der Gang in einer steinernen Wendeltreppe (die war für uns wieder ein Beweis für den mittelalterlichen Ursprung, denn moderne Kloakenanlagen staltet man doch nicht mit bequemen Wendeltreppen aus!). Ein neuer Gang aber zweigte horizontal ab. Diesem Teilstück folgten wir noch eine Weile, bis die Höhe sich plötzlich stark verringerte, so daß wir nur in stark gebückter Stellung hätten weiter gehen können. Zudem schoß ein nicht gerade sauberer Wasserstrahl hinunter, so daß wir den Rückweg vorzogen.

Schade! Denn es hieß, der niedrige Gang, zu dem man durch das Abwässer klettern mußte, führe unter das Rathaus und von dort aus könne man dann unter die Plattform gelangen mit einem mächtigen Gewölbe, wo vor hundert Jahren der bernische Staatschatz von 40 Millionen aufbewahrt war, nach welchem Schauenburg und Brun begierig griffen!

Auch von einem mächtigen Gewölbe unter der Hochschule wurde erzählt. Ein Freund war einmal drinnen gewesen. Er zeigte mir die Eingangsöffnung in der Mauer, die heute die Kasinoterrasse stützt. Die Deckung war aber vergittert. Vielleicht hat Paul auch nur gefaselt! Rathaus, Plattform und Hochschule mußten ein Traum bleiben. Wenn sie überhaupt tatsächlich nicht ein bloßes Phantasiegebilde sind! Dafür aber durfte ich ein anderes unterirdisches Bern erleben.

Ich habe nämlich einmal die Aare traversiert auf ganz originelle Art und Weise. Nicht in einer Fähre, nicht in einem Boot und nicht auf einer Brücke! Sondern im Innern einer Brücke. Die große Nydeckbrücke ist inwendig hohl. Beim Bärengraben, unten an der Aare nahm uns ein kurzer Gang auf. Eisene Stützen erlaubten uns, im Endpfeiler senkrecht emporzusteigen, bis dort, wo der Bogen seinen Ursprung nimmt. Abwasser tröpfelte ständig hinunter. Mein neuer Strohhut wies noch lange nachher gelbe Flecken auf. Unsere Fackeln vermodchten das riesige Pfeilergewölbe nicht in seiner ganzen Höhe zu erleuchten. Auf bequemen Treppenstufen ging es dann im Innern des Bogens empor, bis oben in die Mitte, bis zur engsten Stelle. Ein Stein versperrte dort den Weg. Wir hätten ihn leicht wegstoßen können. Aber es war zwecklos. Das Ziel war erreicht. Durch die Abflußöffnungen der Wasserriemen der Brücke vermochte etwas Tageslicht hineinzu- dringen.

Wenn nun einem jugendlichen Leser als neugieriger Fisel auch nach dem unterirdischen Bern gelüftet, so möchte ich ihn warnen. Nicht, daß ich ihm die Sensation nicht gönne. Aber sein Gang wäre umsonst. Die Einsteigöffnung unten an der Aare ist schon längst geschlossen worden und auch die Deckung zum Innern der Nydeckbrücke wurde schon vor Jahren unzugänglich gemacht. Ich glaube, es hat früher zu viele Fisel gehabt, die aus Neugierde durch das unterirdische Bern wandelten!

Der siegende Millerand.

Die Konferenz von San Remo hat bis jetzt mit einem scheinbaren Siege der Franzosen geendet. Zwar sind die Minister mit ihren Beratungen noch nicht fertig. Doch ihre bisherigen Beschlüsse bewegen sich in anderer Richtung, als man geneigt war, vor der Zusammenkunft anzunehmen. Die englisch-französische Auseinandersetzung anläßlich der Besetzungssaffäre schien eine tiefgehende Klust zu öffnen. Die Forderungen Frankreichs, daß seine Verbündeten sich

aufraffen möchten, um den Versaillervertrag bei den Deutschen in besserer Respekt zu bringen, zeigte, wie notwendig es war, innerhalb der Entente Einigkeit zu schaffen, und der Gegner der Entente mußte eben diese französische Mahnung als deutliches Symptom des beginnenden Zerfalls unter den Verbündeten ansehen. Es wird zu zeigen sein, daß der scheinbare Akt einer Wiedervereinigung über die Differenzen nicht hinwegtäuschen darf. Wenn England und Italien nachgeben, so ist das nur aus ihrer eigenen Politik heraus zu verstehen, und wenn sie an der Entente festhalten, so tun sie dies um ihretwillen und nicht um Frankreichs willen.

Einmal ist zu bedenken, daß England freilich Deutschland in sein Kontinentalsystem gegen Rußland einordnen will, aber nicht um den Preis, daß sein jetziger Verbündeter Frankreich aus eben diesem System ausscheidet oder gar sich feindlich gegen den Bloß wendet. Und im gegenwärtigen Augenblick hat das siegreiche Frankreich immer noch größere Bedeutung als das geschlagene Deutschland. Erst mit dem Momente des deutschen Wiederauflebens könnte sich die Bedeutung beider Länder für England verschieben. Bis dieser Moment eintritt, ist es Englands Sorge, die beiden Partner unter einen Hut zu bringen und das Abschwenken des Kleinern zu dem Rußen zu verhindern. Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, die beiden historischen Todfeinde so zu beherrschen, daß sie ihre eigene Politik zu machen glauben und dennoch immer Englands Plänen dienen. Schon hatte die Versöhnungstendenz gegenüber Deutschland die Franzosen mit dem größten Mißtrauen erfüllt und den Bruch in bedrohliche Nähe gerückt. Da war es also an der Zeit, auch Frankreich wieder einen Beweis der Loyalität zu geben und ihm den Schein eines Erfolges zu lassen. Darum die englischen Kompromisse; darum die Verschleierung der offenbaren Umgruppierung; darum die scheinbare Rückkehr zum System Clemenceau.

Deutschland hatte seiner Note über die Umgestaltung der Einwohnerwehren eine andere folgen lassen, des Inhalts, die Sieger möchten in die Abänderung der Bestimmungen über die deutsche Wehrmacht einwilligen und erlauben, die Reichswehr auf 200,000 statt auf 100,000 Mann zu belassen. Begründet wurde dieser Notruf mit dem Hinweis auf die Umsturzesgefahr. Frankreich stellte diesem Begehren einen so starren Widerstand entgegen, daß England und Italien ihm den Willen ließen und die Antwort an Berlin ganz in französischem Geist abfaßten. Das deutsche Begehren werde nicht einmal geprüft werden. Der Friedensvertrag verlange Erfüllung. Deutschland müsse mit der Abrüstung Ernst machen, damit wirklich der Weltfriede gesichert sei.

Also Frankreich fühlte sich bedroht. Nicht der 200,000 wegen. Denn seine eigene Armee kann jederzeit, wie sie zuverlässig bleibt, die Reichswehr mehrfach in Schach halten. Aber es fürchtet geheime Rüstung, verhüllte Mobilisation, inoffizielle Organisation des Revanchekrieges. Es wird, um seinen Sieg in der Militärfrage vollkommen zu machen, auch die Abschaffung aller Ordnungstruppen halbzwiler Art durchsetzen müssen. Noch ist aber die Frage der Einwohnerwehren gar nicht entschieden. Auch findet der Feind alle möglichen Formen der Umgehung, um die Sieger zu ängstigen. So behielt man bei der Reichswehr die Regimenter und Bataillone der frühern Zeit einfach bei und reduzierte nur die augenblicklich dienende Mannschaft auf einen Bruchteil des frühern Bestandes, um die erlaubte Zahl nicht zu überschreiten. Was liegt näher, als zu fürchten, daß im gegebenen Moment die reduzierten Bestände durch geheim ausgerüstete Offiziere und Mannschaften ergänzt und auf die frühere Höhe gebracht werden sollen? Auf solche Gefahren weist Frankreich hin und läßt von der Konferenz den Deutschen melden, es verlange ehrliche Abrüstung, vor allem auch Zerstörung der Waffen und Munitionslager, deren das Land noch voll sei.

Nun, in Englands Plan liegt es nicht, ein Deutschland zu stärken, das eines Tages im Bunde mit Rußland Polen überrennt und alsdann mit Trozkis roten Milizen vereint die verborgenen Reichswehrhaufen zum Ruin Frankreichs losläßt. In Englands Willen liegt es, den Revanchekrieg unmöglich zu machen. Darum akzeptiert es Frankreichs Forderungen, gibt in diesem nebenfächlichen Punkte, wo seine Interessen mit denjenigen Frankreichs einig gehen, nach und begnügt sich damit, in der Hauptsache Sieger zu bleiben. Die Hauptsache aber heißt, daß Deutschland nicht dem großen Feinde im Osten in die Arme läuft. Deshalb muß ihm die Hoffnung erhalten bleiben, seine Gegner würden trotz der unbedingten Erklärung, es dürfe am Frieden nicht gerüttelt werden, mit sich reden lassen.

Ob sich nun auch Frankreich jeder Konzession widersetzte, Lloyd George entwand Millerand das Zugeständnis einer Zusammenkunft mit Vertretern der deutschen Regierung, und zu der gleichen Zeit, wo man so schroff und unverföhlich die Abrüstung verlangt, erhalten die gegenwärtigen Herren der Situation in Berlin von den Alliierten die Zusicherung einer regelrechten Verhandlung in Spa, dem berühmten Orte der harten Waffenstillstandsverhandlungen. Dort soll über die Maßnahmen zur Wiederaufrichtung Deutschlands, der wirtschaftlichen, nicht der militärischen Wiederaufrichtung, beraten werden, ferner über die Wege, auf denen Deutschland zur Erfüllung des Friedensvertrages gelangen könne, schließlich auch über die Sicherung Deutschlands gegen Umsturz. Dazu wurde in San Remo den Franzosen eine Bestimmung von hervorragender Bedeutung abgerungen: Deutschland soll die Höhe der Entschädigungssumme erfahren. Bevor also die Unterhändler in Spa zusammentreten werden, wissen die Deutschen zweierlei.

Erstens: Jener Paragraph des Vertrages, der Frankreich erlaubte, Entschädigungen in beinahe unbegrenzter Höhe zu verlangen, ist gefallen. Die verschleierte ewige Tributverpflichtung Deutschlands an seinen Gegner besteht nicht mehr. Dem Neukersten, das Clemenceau durchgefeselt hatte, um die Dienstbarkeit des Besiegten zu verewigen, ist die Spitze abgebrochen worden. Zweitens: Es kommt zum erstenmal zu wirklichen Unterhandlungen, zu praktischen Erörterungen über die Folgen der Leistungen für alle Beteiligten, und die deutschen Unterhändler haben große Möglichkeiten, praktisch abzuändern, was der erste Friedensvertrag theoretisch festgesetzt hatte. Diese Hoffnung muß allen Beteiligten hochwillkommen sein: England, weil es eine Brücke baut zum deutschen Vertrauen, Deutschland, weil es endlich Hoffnung hat, die Summe seiner Leistungen zu übersehen, Frankreich, weil es weiß, in welcher Weise der Schuldner zur Erfüllung seiner Pflichten gebracht werden wird, und zum Schluß freut sich abermals England, das durch diese Gemeinsamkeit der Interessen die zwei Mächte aneinander und an den großen Bloß gefesselt sieht.

Wenn also England in diesem Punkte gesiegt hat, so darf sich Millerand doch zum Erfolg für Frankreich gratulieren, der darin besteht, daß es gezwungen wurde, an den Verhandlungstisch zu gehen. Millerand siegte mit Willen in der Nebensache, zu Englands und Frankreichs Gunsten, wider Willen aber in der Hauptsache, und zwar zugunsten aller. Das ist die Bedeutung der ersten Beschlüsse von San Remo, soweit sie Deutschland und Frankreich betreffen. Neukerlich erschreckt ihr Wortlaut und täuscht die wieder erstandene Entente vor. Der Bedeutung nach aber zeigt er das siegreiche England, wie es die zerfallene Entente samt dem Besiegten lenkt und zwingt.

-kh-

Spruch.

Halt' dich entfernt, teil' dich nicht jedem mit
Und flich die Schwäger, Lung'rer, Schmecker,
Sieh nur, es ist ein kleiner Schritt
Vom Teller- bis zum Speichellecker. Goethe.